



Freigehege

Von
Rüdiger Dittrich

Mondkuchen

Der Mann im Mond ist eigentlich divers. Diese Erkenntnis ist relativ neu, passt aber zum 50. Jahrestag der Mondbesteigung wie Neil Armstrong in seinen Raumanzug. Warum sollte es dem Mond, diesem uralten, abgebrochenen Stück Erdenstein besser gehen als uns? Warum sollte er als Neumond im 21. Jahrhundert nicht ähnliche Debatten an der Backe haben wie wir auf der Erde?

Der Mann im Mond ist eine Frau, der Mann im Mond ist divers, der Mann im Mond ist nicht mal auf dem Mond, sondern drin. Aber ist der Mond hohl? Oder was bedeutet der Spruch „Mann im Mond“ sonst?

Lebt er unter Tage und klopft Mondgestein? Und leuchtet sich selbst heim mit der Stirnlampe? Ist der Mann im Mond ein Untertagebauer, womöglich sogar ein Schalke-Fan, der morgens mit dem Fahrrad in die Tiefen des Mondes einfährt, um abends – bei Flutlicht – wieder raus zu kriechen und die nächste Niederlage der Königsblauen mitzuerleben?

Königsblau und sehr zerbrechlich soll die Erde ja wirken, wenn man als Mann auf dem Mond unterwegs ist. Aber wie blass einerseits, wie strahlend andererseits, wirkt der Mond von der Erde aus betrachtet? Seit Abermillionen Jahren hängt er da oben wie die unbeschränkte Glühbirne auf dem Klo einer mir bekannten Kneipe. Er schaut herab auf uns – und manchmal, wenn wir früher aus der Kneipe kamen, schien er den Kopf zu schütteln, ob all unseres unmäßigen Tuns auf Mutter Erde. Manchmal blickte er zornesrot herab, manchmal hob er drohend seine Sichel. Der Mond ist der Vater aller Trabanten. Und Trabanten sind keine stinkenden Kleinwagen, sondern die herzallerliebsten Kinderlein der Mutterplaneten und Vater Morganen, die im Über-All auf der Milchstraße ihr Dasein fristen und verwalten, getrieben von der ewigen Frage nach dem Sinn und Zweck des ewigen Kreisens um irgendwas. Oder sich selbst.

Auch der Mond versteht uns nicht, trotz des Besuchs von Aldrin und Armstrong. Wir sind uns fremd geblieben. Der Mond ist keine Frau, kein Mann, nicht mal divers. Gestern Abend hat er ein Schild angebracht: „Heute Ruhetag.“ Auf der Rückseite des Schildes steht: „Draußen nur Kännchen.“ Der Mond kennt sich aus. Und er kennt seine Pappeneimer, die immer Mondkuchen wollen. Es ist ihm egal.



V.l.: LZG-Moderatorin Rica Burow, Ronya Othmann und Helene Bukowski.

Foto: Müller

Mutiger Mix findet viel Anklang

Ronya Othmann und Helene Bukowski hinterlassen beim „Club der jungen Dichterinnen“ einen bleibenden Eindruck

Von Felix Müller

GIESSEN. Kurz vor ihrer Sommerpause begrüßte das Literarische Zentrum Gießen die beiden aufstrebenden Autorinnen Ronya Othmann und Helene Bukowski in der „Galerie23“. Bei der „Club der jungen Dichterinnen“ getauften Veranstaltung stellten die jeweils 1993 geborenen Schriftstellerinnen ihre Werke „Vierundsiebzig“ und „Milchzähne“ vor und hinterließen bei den zahlreichen Besuchern einen bleibenden Eindruck.

„Die Sprachlosigkeit liegt unter der Sprache, selbst wenn ein Text da ist“, schreibt die in München geborene Othmann in ihrem autobiografischen Text. Dieser handelt vom Genozid an den Jesiden in Sindschar durch den IS im August 2014, bei dem mehr als fünftausend Männer und Jungen ermordet, unzählige Frauen und Kinder entführt und vergewaltigt wurden und mehr als vierhunderttausend Menschen ihre Heimat verloren.

Schonungslos realistisch und in ihrer ganz eigenen Schreibweise bringt sie die Geschehnisse erschütternd nah, dass es einem fast das Blut in den Adern gefrieren lässt. Die für den diesjährigen Bachmann-Preis nominierte junge Frau schreibt über Folter, Vergewaltigung, Mord – ein alltäglicher Albtraum, der dabei sichtlich die Gefühle der Zuhörer aufwühlte. Oftmals bringt die Autorin,

die unter anderem auch für den Spiegel und die taz schreibt, zum Ausdruck, dass das, was sie sieht und was geschieht, nicht beschrieben werden kann. Ebdieses macht das Geschriebene so eindrücklich und authentisch.

Nachdem alle einmal tief durchgeatmet hatten, wollte Moderatorin Rica Burow wissen, wie die MDR-Literaturpreisträgerin bei einem so aufwühlenden Thema anfängt? „Ich bin vor Ort gewesen, um mir Eindrücke zu verschaffen. Ich wollte zu Beginn einen journalistischen Text verfassen, habe aber schnell gemerkt, dass das so nicht klappen wird. Ich habe mir daraufhin auch Informationen bei Gerichtsverhandlungen und Zeugenaussagen gesammelt und mehr über die juristische Schreibweise erfahren“, berichtet die sympathische Münchenerin, die ebenfalls Gedichte und Essays verfasst. „Aus diesem ganzen Material ist dann der Text entstanden. Herausgekommen ist ein Mix aus Reportage, Essay und Bericht mit viel autobiografischem Inhalt“, führt die Studentin für literarisches Schreiben am Deutschen Literaturinstitut Leipzig weiter aus.

Angst vor dem Fremden

„Ich glaube, es ist sehr schwer, nach diesem Text eine passende Überleitung zu finden“, formulierte es Moderatorin

Burow passend und überließ der zweiten talentierten Schriftstellerin die Lesebühne. Die ebenfalls für literarisches Schreiben eingetragene Studentin, allerdings in Hildesheim tätig, wählt bei ihrem Debütroman „Milchzähne“ einen anderen Ansatz. „Meine Geschichte ist nicht klar verortet, auch zeitlich gesehen, es ist eine fiktive Geschichte.“

In dieser lebt Skalde mit ihrer Mutter Edith in einem Dorf, abgeschnitten von der Außenwelt. Um sicherzustellen, dass keine Fremden zu ihnen kommen, haben die dort lebenden Menschen die letzte Brücke über den Fluss gesprengt. Es ist die Angst vor dem Fremden, die die Dorfbewohner in ihrem gläsernen Gefängnis hält. Doch taucht eines Tages ein fremdes Kind auf, dessen sich Skalde annimmt – und alles gerät aus den Fugen.

Die Berliner Bukowski lässt einen mit ihrer Schreibweise schnell in diese fantastische Welt eintauchen, von der man nur schwer wieder loskommt. Die 26-jährige Mitherausgeberin des deutschsprachigen Literaturmagazins „Bella triste“, die auch schon als Co-Autorin des Dokumentarfilms „zehn Wochen Sommer“, der 2015 den Grimme-Preis erhielt, im filmischen Bereich Erfahrungen sammeln konnte, beschreibt stilsicher und treffend die Sehnsucht nach Zugehörigkeit – gleichzeitig aber auch die Furcht vor dem Fremden oder Neuartigem.

„Mein Schreibprozess ist etwas verrückt, ja“, schmunzelt die charismatische Schriftstellerin auf Frage von Moderatorin Burow. „Mir fällt es schwer, einen Rhythmus zu finden, ich kann nicht jeden Morgen einfach los schreiben. Manchmal läuft das Schreiben super, dann hat man eine Schreibblockade. Dann habe ich den ungewöhnlichen Entschluss gefasst, für die Zeit bis zur Fertigstellung des Romans in einem leer stehenden Haus zu wohnen. Ganz ohne Facebook, Handy und Nachbarschaft. Das hat erstaunlich gut geklappt“, erklärt Bukowski grinsend. Nicht so redselig zeigte sich die talentierte Autorin bei der Frage nach der Titelwahl ihres Erstlings – mit gutem Grund. „Die Milchzähne spielen noch eine wichtige Rolle und sie haben auch nicht nur eine Bedeutung. Aber ich will nicht zu viel verraten, sonst geht ja die Spannung verloren“, lächelt die Studentin vielsagend.

Zwei Schriftstellerinnen, ein Volltreffer, so lässt sich der Abend zusammenfassen. Ronya Othmann schreibt Texte, die zutiefst persönlich und gleichzeitig politisch sind – ein mutiger Mix, der beim Gießener Publikum viel Anklang fand. Ebenso die fantastische Geschichte von Helene Bukowski, die zwar ein gefährliches Zukunftsszenario entwirft, aber keineswegs die Lichtblicke und Menschlichkeit aus den Augen verliert und so eine mitreißende Geschichte erzählt.

Ein Marienkäfer in der Uni-Klinik

Unser absurder Alltag: Essayist Götz Eisenberg über einen Morgen als Nummer 220 im Gesundheits-Moloch

GIESSEN. Neulich hatte ich einen Termin in der Gießener Uni-Klinik. Wer immer dort ambulant oder stationär behandelt wird, muss durchs Nadelöhr der Zentralen Patientenaufnahme, die sich links vom Haupteingang befindet. Gleich zu Beginn muss man eine Nummer ziehen und wird auf diese Weise über seinen Status im Gesundheitssystem belehrt. Obwohl ich recht früh dort war, zog ich die Nummer 220. Anschließend hat man sich in Geduld zu üben. Eine stoische Haltung ist hilfreich, das Warten zu überstehen, in meinem Fall ergänzt durch ethnologische Neugier.

Mein erster Eindruck: Es herrscht eine Atmosphäre wie in der Abflughalle eines Flughafens. Die Stuhlleihen in der Wartezone waren gut gefüllt. Dutzende Leute standen drum herum oder umkreisten sie, wie Schäferhunde eine Schafherde. Ich fand schließlich einen freien Stuhl und setzte mich. Der Stuhl ist ein typisch abendländisch-steifes Möbelstück und wird von Angehörigen anderer Kulturen eher gemieden, die den orthopädisch viel gesünderen Fersensitz bevorzugen. Auch hier sah ich Menschen in ganz verschiedenen Sitzhaltungen. Ein Mann hatte sich über mehrere freie Stühle hin ausgestreckt und zog es vor, im Liegen zu warten. Ein babylonisches Sprachengewirr umgab mich. Eine Etage tiefer in der Notaufnahme jaulte eine Maschine

so laut, dass man die Aufrufe der Nummern kaum verstehen konnte. Da es ein heißer Sommertag war, waberten die Gerüche der unterschiedlichsten Deodorants durch die Luft und verdichteten sich mit allerhand menschlichen Ausdünstungen zu einer echten olfaktorischen Katastrophe.

Unruhig wippen die Beine vieler Wartender auf und ab. Ein Ehepaar geriet über das Ausfüllen eines endlos langen Fragebogens in Streit. Die Frau fragte ihren Mann, ob er nachts unruhige Beine habe. „Woher soll ich das wissen“, blaffte er zurück, „nachts versuche ich zu schlafen.“ Kinder aller Altersstufen schrien und quengelten herum. Es gibt wahrscheinlich für Kinder nichts Schlimmeres, als in einer derartigen Umgebung zum Stillsitzen und Ruhigsein verdammt zu sein. Auf dem Sitz neben mir lag ein zusammengeknülltes und sichtlich gebrauchtes Taschentuch. Noch während ich überlegte, wie ich es entfernen könnte, setzte sich ein Mann darauf.

Direkt hinter mir saß ein kleiner, vielleicht zweijähriger Junge, der in Begleitung seiner Oma hier war. Unruhig schlug er mit den Händen gegen die Rückenlehne seines Stuhls. Als die Großmutter ihn ermahnte, das nicht zu tun, begann er auf einer Keksdose herumzutrommeln. Da sah ich, dass auf dem freien Sitz neben mir ein Marienkäfer

herumkrabbelte. Er kletterte die Rückenlehne hinauf. Deutlich erkennbar trug er zwei schwarze Punkte auf seinem roten Rücken. Ich wies den kleinen Jungen auf den Käfer hin. Für einen Moment gelang es mir, seine Aufmerksamkeit auf das winzige Tier zu lenken. Er betrachtete es sichtlich irritiert und rief dann laut und vernehmlich: „Kaputt machen! Mach ihn tot!“ Ich wunderte mich, dass diesem kleinen Jungen angesichts des possierlichen Käfers nichts anderes einfiel, als nach einem Kammerjäger zu rufen. In meinen Kindertagen galt der Marienkäfer als Glücksbringer und die Mädchen erblickten in der Anzahl der Punkte auf seinem Rücken einen Hinweis auf die Anzahl ihrer zukünftigen Kinder. Der Käfer lief auf der Oberkante der Lehne in meine Richtung, und ich ließ ihn auf meinen Finger krabbeln. Auf meinem Fingernagel hielt er inne, und ich beschloss, ihn hinaus ins Freie zu tragen. Da breitete er plötzlich seine Flügel aus und schwirrte davon. Inzwischen war ich über eine Stunde hier und auf der



Götz Eisenberg

Anzeigentafel erschien die Nummer 153. Ich holte den neuen Essayband von Jonathan Franzen hervor und versuchte zu lesen.

Eine US-Studie unter College-Studenten der Smartphone-Generation weise im Vergleich zu vorangegangenen Generationen auf einen enormen Empathieverlust hin, las ich. Und weiter: „Dass wir uns der digitalen Technologie so begeistert unterwerfen, hat dazu geführt, dass menschliche Fähigkeiten wie Empathie und Selbstreflexion verkümmern, und die Zeit ist gekommen, uns wieder auf uns selbst zu besinnen, uns wie Erwachsene zu benehmen und die Technologie in ihre Schranken zu weisen.“ Eine Reihe weiter saß eine junge Frau, die ihren Laptop auf den Knien platziert hatte. In ihrer rechten Hand hielt sie ein Smartphone, auf dem ihr Daumen in rasendem Tempo heruntippte. Darüber, wie es um ihre Empathie bestellt war, konnte ich nichts in Erfahrung bringen. Irgendwann erlosch das Deckenlicht und ich musste das Lesen einstellen.

Als nach zweieinhalb Stunden endlich die Nummer 220 aufgerufen wurde, durfte ich in einer kleinen Kabine meine Versicherungskarte vorzeigen und wurde ermahnt, bis zum Ende des Monats eine Überweisung nachzureichen. Dann stieg ich in die Abteilung hinauf, mit der ich früh am Morgen einen Termin ausge-

macht hatte. Eine freundliche Ärztin empfing mich bald darauf mit der Frage, ob ich denn lang hätte warten müssen. „Zwei bis drei Stunden waren es schon“, erwiderte ich, „aber ich möchte diese Zeit nicht missen. Ich bin für jeden Vormittag in der ‚Abflughalle‘ dankbar, denn sie bringt mich in jedem Fall soziologisch und philosophisch weiter.“ Sie lachte und begann mit der Untersuchung. Eine halbe Stunde später durchquerte ich die „Abflughalle“ in umgekehrter Richtung, bestieg mein Rad und fuhr nach Hause. Ich war, auch wenn der Aufenthalt meine Erfahrungen verbessert hatte, heilfroh, dass der Gesundheits-Moloch mich nicht verschlungen hatte.

*

Götz Eisenberg ist Sozialwissenschaftler und Publizist. Er arbeitete jahrzehntelang als Gefängnispsychologe im Erwachsenenstrafvollzug. Er ist Mitinitiator des Gießener Georg-Büchner-Clubs. Eisenberg arbeitet an einer „Sozialpsychologie des entfesselten Kapitalismus“, deren dritter Band unter dem Titel „Zwischen Anarchismus und Populismus“ 2018 im Verlag Wolfgang Polkowski in Gießen erschienen ist. Band 1 heißt „Zwischen Amok und Alzheimer“ und enthält ein längeres Kapitel, das „Vom Gesundheitswesen zur Gesundheitswirtschaft“ heißt. Foto: Archiv